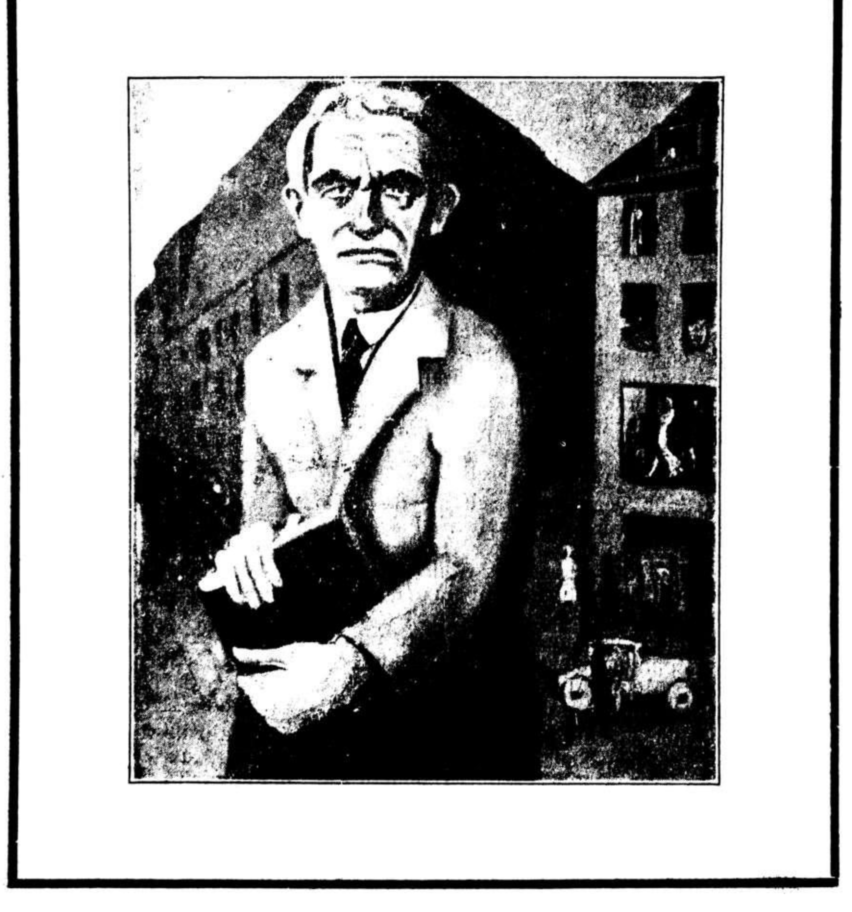
BESINNUNG u. AUFBRUCH

Monatsblätter freiheitlicher Bücherfreunde

Jahrg. 1 / Heft 12 April 1930



LUDWIG GÖBEL (MAGDEBURG): **DER WEINENDE MENSCH**

Gefängnisgespräch Moskau 1920

Von Robert **Radetzky**

„Wollen Sie mir nicht von Ihrer Kindheit erzählen?" fragte Golyschnikoff. „Meine Kindheit, das ist mein Vater. Er war Pope in einem großen Dort zwischen Narwa und Gatschina, in Ingermannland. Er starb, als ich neunzehn Jahre alt war. Während der Ostermesse starb er an Herzschlag. Am Altar stürzte er hin. Alle waren wie gelähmt. Dieser Tod schien ihnen ein Wunder zu sein. Für mich war es der größte, unwiederbringlichste Verlust meines Lebens. Nie wieder hat mich jemand so geliebt wie mein Vater, nie mehr habe ich einem Menschen so blind vertraut wie ihm, niemandem mehr habe ich so wie ihm einen jeden kleinen Kummer in die Hände legen können. Meine Mutter lebt noch. Während meines Vaters Eltern aus. Finnland oder Schweden eingewandert waren, stammte sie aus dem russischen Dorf und wurzelte ganz in ihm. Sie hatte das Schicksal ailer russischen. Bäuerinnen durchgemacht: eine arbeitsreiche, freudenarme Jugend; eine Heirat, ehe sie sich dessen versah, und dann jedes Jahr ein Kind. Frühzeitig empfand ich Grauen vor einem solchen Leben. Und doch war meine Mutter glücklich zu schätzen, denn sie hatte meinen Vater zum Mann, und er liebte sie bis an seinen Tod. Sie hat mich oft gescholten, war ein wenig derb. Dann flüchtete ich zu meinem Vater. Wenn er auch wohl meiner Mutter im Grunde recht gab, so strich er mir doch begütigend über's Haar, gestattete mir, mich unter seinem Schreibtisch zu verbergen, wo ich gerne saß, auch ohne daß es galt, mich vor Verfolgungen zu schützen. Kam mir meine Mutter nach, um mich noch weiter auszuschelten, dann sprach er einige Worte zu ihr. Sie beruhigte sich. Oft sollte ich dann zu ihr gehen und sie um Verzeihung bitten. Das war mir die größte Qual. Ich gehorchte nur, weil mich mein Vater gütig ermunterte. Ich glaube, ihm verdanke ich alles, von ihm bin ich ein Stück.

Es war dennoch nicht alles so, wie es hätte sein sollen. Mein ältester Bruder, Walodja, war ein Stiller, in sich gekehrter Mensch. Meine beiden anderen Brüder, Andrej und Wassja, waren fröhliche Jungen. Oft fuhren sie nach Gatschina, und mein Vater gab ihnen Geld, um zu den Weibern zu gehen. Ueber Walodja machte ich mir schon als ganz kleines Kind meine Gedanken, weil er mir so erwachsen, so überlegen vorkam. Immer grübelte er über etwas, und seine Augen waren umschleiert von Geheimnissen. Er hatte keinen Freund, der Walodja. Denken Sie sich, er blieb ganz einsam, ich wäre ja gern zärtlich zu ihm gewesen, aber beachtete er mich kleines Mädchen?"

„Und ihr Väter ?" fragte Golyschnikoff.

„Vater und Sohn verstanden sich nicht. Das war das Traurigste. Oft gingen sie Im Zorn auseinander. Oft hörte ich sie, zwar mit gedämpfter Stimme, aber leidenschaftlich miteinander streiten. Keiner gab dem andern um ein Haarbreit nach. Sie waren als Menschen so nahe verwandt, wie es sonst nur Kinder sein können, die miteinander auf demselben Fleck Erde groß werden. Mein Bruder hatte das weite, mitfühlende Herz meines Vaters. Derselbe Herzschlag war es, erneuert, verjüngt. Nur daß sein Geist die innere Stimme anders deutete als der Vater tat, der das Denken in Gott begraben hatte. Meine Mütter hat mir später mal gesagt: „Walodja ist trotz seines guten Wandels ein Sünder gewesen. Er hat Gott geleugnet."
Ich glaube, meine Mütter wird ihn nicht verstanden haben. Wenn ich mir Walodjas Züge ins Gedächtnis rufe, seinen weichen Mund, seine stillen Augen, seine schöne Stirn, dann scheint es mir unmöglich, daß er in der Quäl des Unglaubens und des Zweifels lebte. Nach den Auftritten mit dem Vater ging er wochenlang frühmorgens aus dem Hause, kam erst zur Nacht wieder, lag den ganzen Tag im benachbarten Walde am F1uß und angehe. Ich fand ihn, einmal fort, die Angel nachlässig in der Hand, über die Wipfel der Bäume hinwegschauend, die nackten Füße im fließenden Wasser vergessend. Er hörte mich, als ich auf einen trockenen Ast trat, wandte sich

mir zu und winkte mich zu sich heran. Sein Antlitz lächelte gütig. Da ich im Walde allein war, scheute ich mich nicht, mich neben ihn zu setzen. Er zeigte mir den Fluß, den Wald.

„Fühlst Du, wie es hier ruhig und schön ist? Als ich in Petersburg war, hatte ich am meisten nach dem Walde Sehnsucht. Dort leben viele, viele Menschen, alle in ganz großen steinernen Häusern, die dunkel und kalt sind. Und manche Menschen sind sehr reich, so reich wie die Gutsbesitzer, haben Schlitten, Pferde und Diener. Dann aber sind da viele Tausende, die sind sehr arm, die müssen immer arbeiten. Und wenn sie nicht arbeiten, dann trinken sie Schnaps. Es gibt keine Wälder in Petersburg — nur Steine, Steine, ab und zu einen Baum, der ganz mit Staub bedeckt ist. Und Soldaten sind dort, die wohnen in großen Kasernen, die wie Gefängnisse aussehen. Dort lernen sie, wie man auf Menschen schießen muß."
So etwas hatte ich noch nie gehört. Petersburg, die große Stadt, war mir in meiner Mädchenphantasie immer als ein Ort vieler Wunder erschienen. Nun hörte ich, daß dort alles häßlich sei, (und Walodja mußte man glauben —) daß es nichts Schöneres gäbe, als unseren Wald, daß wir auch ein Stück Wald seien, und daß Gott lieber im Walde wohne, als in den Kirchen mit den goldenen Kuppeln. Da bekam ich Furcht, mein Bruder sage etwas Böses, und ich lief von ihm fort. Aber als die Sonne unterging, kehrte ich zu ihm zurück, und wir traten den Heimweg gemeinsam an. Was noch nie vorgekommen war, wir gingen Hand in Hand. Nur wenige Wochen verstrichen seitdem, und wir hatten begonnen, uns inniger zu befreunden, als mein Bruder, der immer schon herzkrank gewesen war, plötzlich dahingerafft wurde, desselben Todes, dessen mein Vater sterben sollte. Ich fürchtete für meinen Vater, der sich in schweigendem Gram vergrub und ganz von Kräften kam. Einmal umfing er mich: „Du bleibst bei mir, Elenuschka". Es vergingen Monate, ehe er sich erholte. Ganz der Alte wurde er jedoch nicht mehr. Ich gewann ihn nur noch lieber, betete nur für ihn.
Im folgenden Jahr brachte meine Mutter mich nach Petersburg, zu einer entfernten Verwandten, in eine Töchterschule. Dort verbrachte ich mehrere Jahre. Ich lebte nur in dem Gedanken an die Ferien, wo ich nach Hause durfte. Meine Gesundheit litt. Ich erinnere mich, daß ich eines Morgens in der Kirche auf meinem Stuhl ganz erschöpft einschlief.
„Mademoiselle, hier schläft man nicht", weckte mich die Lehrerin. Ich erschrak vor ihrem wütenden Blick und fühlte mich schuldig. Als ich siebzehn war, mußte ich die Schule verlassen und wegen meiner Lungen einen Sommer lang nach dem Süden gehen. Diese Kahnfahrten dort in der duftenden Ukraine — nie vergesse ich das. Ganz gesund kam ich nach Hause und war glückselig, dort bleiben zu dürfen. Täglich machte ich große Spaziergänge mit meinem Vater. Für mich war keine Wolke am Himmel. Noch war ich völlig Kind. Meine drei anderen Schwestern heirateten in dieser Zeit. Sie wurden Bäuerinnen, arbeiteten und gebaren.

Mein Vater sagte: „Dich gönne ich niemandem. Keinen Mann kenne ich, dem ich Dich geben könnte."

Meine Mutter aber meinte, auch ich müßte bald heiraten, ich dürfte nicht hochmütig werden, nicht höher hinauswollen als die anderen.
Als ich neunzehn geworden war, starb mein Vater. Mir erschien die Welt fremd, unheimlich. Ich verlor mich in Verzweiflung. Ich ahnte, daß alles Gute für mich zu Ende sei — und, da Golyschniktoff eine Bewegung machte — „Wirklich" — fuhr Elena fort — „an der Leiche meines Vaters begriff ich, daß ich ins Unglück ging, daß alles, was kommen würde, Schmerz und Enttäuschung war." Und so kam es. Eine unglückliche Ehe, die der Krieg vollends zerschlug. Dann ein Verhältnis mit einem estländischen Offizier, der als Spion verhaftet und nach Kasan geschickt wurde. Sie wollte seiner Spur nachforschen, kam aus Estland durch die Front nach Rußland zurück, wo sie gleichfalls verhaftet wurde.

Golyschnikoff ging zu Andrijewsky, einem Anarchisten, mit dem er schon mehrfach geplaudert hatte, und von dem er wußte, daß er vor kurzem aus

Kasan zurückgekommen war, da seine Freunde sich für ihn verwandt hatten. Selbst mit einflußreichen Kommunisten bekannt, erwartete er seine Freilassung. Jedoch erschien ihm das alles gleichgültig. Für alles hatte er ein sarkastisches Lächeln — das Leben in der Freiheit — in dieser „verfluchten Freiheit" — lockte ihn keineswegs.

„Sagen Sie bitte, Genosse Andrijewsky, können Sie sich besinnen, in Kasan einen estländischen Offizier gekannt zu haben, der wegen Spionage verschickt war?"

„Nicht das ich wüßte. Da waren so viele. Für jeden, der starb, kamen zwei Neue. Offiziere, Bürger, Proleten, alle kamen und gingen sie. Wäre ich noch da, so hätte mich der Teufel bereits geholt. Holzbaracken, verdammte Steinfliesen, auf denen man schlafen mußte, weil die Pritschen alle besetzt waren. Im Sommer ging das noch irgendwie, aber als dann die Kälte kam —

Ein estländischer Offizier? Es waren mehrere Esten da. Ich habe mich nicht um sie bekümmert. Was meinen Sie, ich war vollauf beschäftigt, meine blaugefrorenen Finger rot zu reiben. Und doch, ich hätte noch das, was man eine schöne Leiche nennt, abgegeben. Da waren welche — denen gingen bei noch lebendigem Leibe alle Haare aus, und über den Wangen, die wie zwei Gruben aussahen, brannten groß die entgeisterten Augen — Lichter aus jener Welt. So sahen die Leute aus, mein Lieber. Gehen Sie mir mit Kasan. Lieber erschossen sein."

„Was gab es zu essen?" fragte ich.

„Ein halbes Pfund Brot, zweimal Suppe, meistens aus Hirse, mit Hering darin. Uebrigens, die roten Soldaten hungerten kaum weniger als wir. Die Wache war uns freundlich gesinnt, besorgte Briefe, was verboten war, und beschaffte Tabak."

„Das russische Volk ist gut" sagte Kotelnikoff, Andrijewskys Nachbar, ein biederer Nordländer, von bäuerlicher Herkunft, im Kriege Offizier geworden und bei Archangelsk, beim Zusammenbruch der Nordarmee, in rote Gefangenschaft geraten.

„Das Volk ist gut", bekräftigte er.

„Es ist so gut", sagte Andrijewsky, „daß es sich noch stets hat knechten lassen. Verdammte Mutter Gottes — so ist es."

„Fluche nicht", sagte lachend Kottelnikoff.

Abschied

Von Erich Butferlin

Die Zähne habe ich zusammengebissen,
Die Tränen habe ich zurückgedrängt.
Den Kopf wühlte ich in die weichen Kissen.
Mir schien der Tag in ewige Nacht versenkt.

Ich wollte schreien, doch die Stimme schwieg.
Bleischwer die Brust, und heiß der Atem.
‚Natur im Frühling! — Doch der Abschied blieb;
Er hat die letzte Sehnsucht fortgetragen.

Nun bin ich einsam, fern von allen Freuden,
Im Dämmerschein des Glückes kehrt ich ein,
Und Balsam in den trüben Stunden
Wird nur noch die Erinnerung sein.

Aus dem Tagebuch eines Toten Von Alfred Giese

Werner Hansen öffnete gedankenvoll das kleine Paket seines verstorbenen Freundes, das ihm von dessen Mutter eben übergeben worden war. Er wußte schon, was es barg, denn Thomas Renz hatte in den letzten Tagen vor seinem Tode oft davon gesprochen. Es war das Tagebuch des Verschiedenen. Im fernen Westen sank glühendrot die Sonne und Werner Hansen blätterte in einer Jugend, die ihm einst so nahe erschienen und jetzt in fremden Weiten auf einsamen Höhen stand. War das der Freund gewesen? Was er selbst nur dunkel geahnt, das stand hier geschrieben, klar und deutlich und mit einer Schärfe und Konsequenz, die er ihm nie zugetraut hätte. Dieser verschlossene Grübler, der still seine Wege ging und nur den Wenigsten zugänglich war, schrieb über die Gesellschaft, über Politik, Religion, Wirtschaft und Sozialverhältnisse, führte namhafte Autoren und Geistesgrößen an, pflichtete ihnen bei oder bekämpfte sie in logischer, sprühender Art. Und durch all diese Bekenntnisse des Hasses und der Liebe in oft unheimlicher, düsterer und dann wieder hinreißender Sprache, ging der heißdurchpulste Herzschlag eines Fünfundzwanzigjährigen im grenzenlosen Umfassen von Welt und Menschen.
Werner Hansen staunte. Was er hier las, das war mehr als bloßes Hinschreiben und nüchternes Aneinanderreihen von Gedankengängen. Das war beseelter Stoff und geschrieben mit Blut. Eine scheue Bewunderung ergriff ihn. Hier war ein Abstand, den er, trotzdem der Freund nicht mehr war, nie überbrücken würde.

Jetzt kam er zu den letzten Seiten. Noch einmal sprach Thomas Renz: Seit Tagen schon trage ich mich mit einem seltsamen Traum herum, der mir nicht aus dem Gedächtnis entschwindet. Trotzdem ich Träumen sonst absolut keine Bedeutung beilege, erscheint es mir wert, diesen auf Papier zu bringen. Es war am Dienstag, zwei Tage vor Ablauf meines Urlaubes. Ich war auf der Heimreise und übernachtete, da die Zugverbindung schlecht war, in einer kleineren süddeutschen Universitätsstadt, wo ich, bevor ich zur Ruhe ging, die Bekanntschaft eines Doktors, ich glaube, der philosophischen Fakultät, machte, und mit ihm eine stundenlange Auseinandersetzung hatte. Dann suchte ich, über das Gesprochene noch nachdenkend, mein Zimmer auf und schlief unter fortwährendem Grübeln bald ein. Und in dieser Nacht hatte ich folgenden Traum:

Mir war, als wichen die Schleier der Vergangenheit — und dröhnend öffnete sich das Tor der Zeiten. Ich sah Kulturen kommen und vergehen. Aegypten, Babylonien, Persien, Griechenland und Rom erstanden vor meinen Augen im alten Glanz, in der alten Herrlichkeit und Größe und sanken wieder in den Staub. Jahrhunderte, Jahrtausende zogen an mir vorüber in einer Deutlichkeit, als habe ich sie selbst erlebt. Dann schloß sich dumpf das Zeitentor. Und aus Dämmerung und Nebel, mit himmelanstrebenden Fabrikschloten, mit seiner gewaltigen Industrie und Wirtschaft, unter dem Klang von Eisen und Stahl, erwuchs die moderne Welt. Ich sah ihre Größe .. . ich sah ihr Elend . . . Und mir deuchte, als berste irgendwo in der Ferne die Erde und ein riesiger Kopf, mit harten, brutal gemeißelten Gesichtszügen kam zum Vorschein und stieg und stieg. Daran schloß sich ein Rumpf von ungeheuren Ausmaßen und gewaltigen Gliedern, den ein ehern Gewand umschloß. Darüber wölbte sich der Himmel bleigrau und wolkenschwer. Und der Riese wuchs und wuchs ins Unendliche. Jetzt berührte sein Haupt die Wolken — und da hob er die mächtige Faust. Die Menschen überwältigte eine dumpfe Angst, ein lähmender Schrecken, und unfähig sich zu rühren, sahen sie wie gebannt nach dem drohenden Ungeheuer, in dessen Augen ein gleißender Schein trat. Und die Faust fiel. Sank sie in Sekunden oder Jahren? Ich weiß es nicht. Ich konnte nicht denken. Eine nie gekannte Starre hatte mich befallen. Gleich mir erging es den Millionen von Menschen. Und tiefer fiel die Faust. Immer näher kam sie unseren Häuptern. Ich wollte schreien. Ich wollte fliehen. Vergeblich. Was waren aller er-

littener Schmerz gegen diese furchtbare Qual. Doch dann geschah plötzlich etwas Seltsames. Die dichten Wolkenmassen teilten sich und die Sonne trat groß und leuchtend hervor. Das Ungeheuer zuckte, zusammen, bäumte sich auf und hob mit angstentstelltem Gesicht abwehrend die mächtigen Hände, um das Licht der Sonne zu verdecken. Aber welch Wunder — die Hände sanken, die gleißenden Augen schlossen sich und binnen weniger Minuten schrumpfte die riesige Gestalt zusammen — und verging spurlos. Ich wollte aufschreien — da erwachte ich schweißgebadet. Draußen im Garten erklang jubelnder Finkenschlag, und durchs Fenster glitt das erste Frührot.
Ein Traum, den ich niemals vergessen werde.

Werner Hansen schloß leise das Buch. Vor seinen Augen stand das Traumungeheuer und aus der Dämmerung des Zimmers wuchs die Gestalt des toten Freundes, den Blick in ferne Weiten gerichtet.

George Gross und der Bürger

Von Herbert Fritsche

Um heute unter wirklichen und ehrlichen Kunstkennern auf das enorme zeichnerische Können George Grosz hinzuweisen, müßte man sich schon zu den von den Dächern pfeifenden Spatzen gesellen. Auch der Kämpfer George Grosz ist genugsam bekannt — sicher ist das positiv-Kämpferische in ihm auch nicht seine wesentliche Seite. Positive Kämpfer auf allen künstlerischen Gebieten haben wir viel. Aber das Negative (freilich in den Dienst des Positiven gestellte), die Gesellschafts-



kritik im bösartigsten Sinne, das ist sein Element. Er selbst stammt aus kleinbürgerlichen Kreisen und hat alle Qualen, Leiden und Ekstasen des in kleinbürgerlicher Umgebung lebenden Intellektuellen am eige-

nen Leibe gespürt. Er war kein feuriges Temperament, — wenigstens kein primär feuriges. Sein Haß brach nicht aus wie ein Vulkan, er stellte ihn auf Eis. Während er innerlich kochte, spitzte er mit Zynismus und maschineller Genauigkeit seinen Bleistift an. Niemals hat



er, wie etwa Meidner, das Objekt seines Hasses in wütendem Schwunge auf die Leinwand gerissen, er ist stets kühl geblieben und gemein bis in die tiefsten Schichten seiner Seele, die gewiß keine „schöne Seele" ist.

In seiner Jagd auf das bürgerliche Wild ist er unerbittlich, ihm entrann weder das Walroß auf dem Postamt, noch die Giraffe auf dem Lyzeum. Deutsche bürgerliche Weihnachten hat er genau mit derselben seelischen Ruhe in dünnen Strichen gezeichnet, wie die Sauereien des Offiziers-Kasino. Ich denke mir, er ist ein Mensch von fabelhaften Umgangsformen, der sich seinem Opfer in weltmännischer Manier anbiedert, es im Sturm für sich gewinnt, beobachtet, anlegt, bedachtsam losdrückt — und der Schuß sitzt! Blättern wir nur seine Bücher durch: Er hat die widerlichen Wirklichkeiten übersteigert, die Vampyre unserer Tage, gegen die wir immerhin Waffen haben, machte er zum Abdruck unserer Nächte, zu Lemuren, gegen die wir wehrlos sind. Welch furchtbares Bild: Ostpreußische Verkalkung an der Schläfe, mitteleuropäische Bankbärte, Einholefrauen von Tragik und Ehebettengeruch, zart gerötete Nasen älterer Fräuleins und zum Schluß das strahlende Finale: Die staatserhaltende Macht. Seine Majestät der Schutzpolizist.

George Grosz ist nicht, wie es vielfach der lyrische Hans Thoma war, ein Wanderer durch phantastische Wälder, er kennt Schlimmeres: Die Pilgerschaften durch den wispernden Wald weißer gezwirbelter Bärte.

Ihn verfolgt kein Drache aus dem Nibelungenlied, sondern der rasier-[pinselbehutete Salon-Förster aus der Friedrichstraße. Im dunklen Hausflur begegnet ihm nicht die weiße Frau, sondern die „gnädige Frau", die mit Keifen über ihr Dienstmädchen herfällt. Wie er sie alle erlitten hat! Wie sie ihm in die Rippen gefahren sind, die Hüter des Nibelungen-Hortes. Seht euch nur seinen Korps-Studenten an, jeder Zoll ein Jurist, er hatte schon im Mutterleibe eine paragraphenförmige Rückgrats-Verkrümmung. Oder die Familien-Idylle: Vater bebt vor Zorn, Mutter schluchzt und wird hysterisch, der vereinigten Kinderschar tropfen Augen und Nase. Dann diese köstlichen Reichswehr-Exerzierstunden, die Akademie-Hörsäle mit rauschebärtigen Nachfahren Goethes. Man kann sie garnicht alle aufzählen, diese Tafeln, auf die er seinen kalten Haß gespritzt hat, für den wir ihm dankbar sein müssen, dem heiligen Georg, der mutig gegen den furchtbarsten der Drachen zieht. —

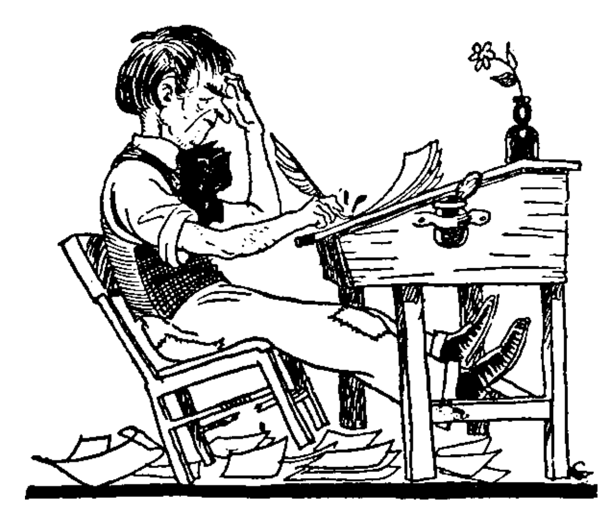
Ein Wort an die Gegner des Künstlers:

Sie mögen sagen was sie wollen, ein jeder von ihnen, ein jeder findet beim Durchblättern der Bücher alle seine Bekannten wieder, mit Vor- und Zunamen, Geburts- und Impfschein und voller, deutlich geschriebener Adresse. Ich habe den verstocktesten „Menschen-Freunden" und Reaktionären die Bücher des ihnen Verhaßten vorgelegt. Fast alle haben aufgeschrieen: „Da ist ja Herr Ostrowski, der Herr Major, der Herr Postrat und der Herr Ministerial-Direktor mit dem Fräulein Stiftsdame."

Lemuren, Lemuren! Wahnsinn der Nacht, der Schweiß bricht aus den Poren...

George Grosz aber steht an der Straßenecke, grient verbissen und schärft seinen Bleistift. Er hat sie ja lange noch nicht alle, alle, alle! — Es wird keinen zweiten George Grosz geben, es ist auch nicht nötig, denn wenn der eine sein Werk getan hat, ist ein großes Werk getan. Ein eisiger. Magier, der die quälenden Schatten bannt. Wir huldigen dem Ritter, schon ist der Drache verwundet. Wenn auf der letzten polizeilichen Registraturstelle der letzte Schnauzbart ausgeschnauzt hat, haucht er sein giftiges Leben aus.

*) Die beiden Zeichnungen sind mit frdl. Genehmigung des Malikverlages den Mappen „Die Gezeichneten" und „Das neue Gesicht der herrschenden Klasse" entnommen. Wir weisen besonders auf den soeben erschienenen reichhaltigen Katalog des Malik-Verlages hin.



Der Schriftleiter

Fünf Goldstücke in der Frühstücksstulle

Von Fritz Mieze

In gewissen Zeiten war es weit schwerer, von Deutschland aus über eine Landesgrenze zu kommen, als dies heute der Fall ist. So z. B. in der Zeit von 1914 bis 1918. Für Deutsche um so schwerer, weil ja für sie nur die Möglichkeit gegeben war nach Holland, die Schweiz oder den skandinavischen Ländern reisen zu können und das nur, wenn sie die obrigkeitliche Erlaubnis dazu hatten.

Außerdem bestand die Bestimmung, daß, wer nach einem dieser Länder gehen wollte, nur zehn Mark Münzgeld mit hinübernehmen durfte. Was er an der Grenze bei sich hatte, wurde ihm zwangsweise in Papiergeld umgewechselt. Die Kontrolle an der Grenzstation war sehr scharf. Sie begnügte sich nicht nur damit, Einsicht in den Auslandspaß zu nehmen und die Reisekoffer zu revidieren, o nein! Es fand auch eine Leibesvisitation durch Militär statt. Männliche und weibliche Personen wurden in eine Einzelzelle geführt, mußten sich vollständig entkleiden, während man die Sachen bis aufs Hemd nach Geld und Schriftstücke untersuchte. Die Frauen, die damals noch lange Haare trugen, mußten die Zöpfe auflösen und beweisen, daß sie nicht etwa darin etwas verborgen hielten, was dem Vaterlande gefährlich werden könnte.

Das war unserem Freunde bis auf manche Kleinigkeit alles bekannt. Er brauchte aber im andern Lande Goldgeld, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, weil das Papiergeld dort fast wertlos war. Da mußte nun ein Mittel gefunden werden, das geeignet erschien, der Grenzkontrolle ein Schnippchen zu schlagen. Er riet seiner Frau einen kleinen Napfkuchen herzustellen, fünf Goldstücke in den Teig zu mengen und dann alles zusammen in dem Ofen zu backen. Das geschah. Als das Gebäck fertig war und aus der Form geschüttet wurde, stellte sich heraus, daß die Goldstücke auf Grund ihres Gewichtes, im weichen Teig bis auf den Boden der Form gesunken waren und sich im vollen Glanze im Kuchen sichtbar zeigten. Das war ein Reinfall.

Jedoch: „Not macht erfinderisch!" so auch in diesem Fall. Im Sommer 1916 war es mit den Nahrungsmitteln in Deutschland schon nicht mehr so gut bestellt. Immerhin konnte man noch Brot und Wurst für Geld frei kaufen. Ueber Qualität braucht ja hier nicht gesprochen zu werden. So wurde denn ein frisches Berliner Brot angeschnitten. Aus der ersten Schnitte (der „Kanten" sagt der Berliner!) wurde ein Teil der Krume herausgenommen, die Goldstücke seitlich in der noch sitzengebliebenen Krume bis zur Rinde hineingeschoben; die herausgenommene Krume wieder darauf gedeckt; das Ganze mit sogenannter Leberwurst dick beschmiert. Darauf eine weitere Schnitte Brot gelegt und die Frühstücksstulle war fertig. Neben dieser wurden noch einige andere Stullen beigelegt, denn eine Reise von Berlin nach Amsterdam dauert immerhin bis 12 Stund' n. Damals wußte man überhaupt nicht, wie lange es dauern würde, bis man am Ziele ankam.———

„Grenzstation Bentheim! Alles aussteigen!"

Paßkontrolle? Alles in Ordnung. Reisegepäckuntersuchung! Einige Broschüren, die Zeitung, und sonstige Papierfetzen inklusive Straßenbahnfahrschein werden abgenommen. Die Broschüren und sonstige Unterhaltungslektüre wird in ein Streifband getan, mit der Heimatadresse beschrieben und vom Visitierten frankiert. „Was haben Sie da im Papier eingewickelt?" „Etwas zum Essen!" „Aufmachen!" Das geschieht. ,.Wickeln Sie wieder ein, es ist gut, das können Sie mitnehmen. Schlechte Zeiten jetzt!" meinte der liebenswürdige Unteroffizier. Nach beendeter Leibesvisitation bekam unser Freund sein Reisegepäck und auch seinen Paß wieder ausgehändigt und die Reise konnte weitergehen.———

Ja, so einen Paß zu erlangen, war auch nicht ganz leicht. Da mußte man schon sehr triftige und einleuchtende Gründe haben und sie den Beamten

des Paßbüros überzeugend zu Gemüte führen, wenn man überhaupt in Besitz eines Passes gelangen wollte. Unser Freund war auch hier nicht verlegen. „Was wollen Sie in Holland?" fragte man ihn.

„Ich will Geld holen 1" war die Antwort. Jetzt kam die Frage der Beweisführung, daß der Reisende auch wirklich Geld in Holland zu fordern habe. Diese wurde erbracht und das, trotzdem dort garnichts zu holen war. Auch ein Beweis dafür, wie gierig die Vaterlandsvertreter auf die Einbringung von Geldern aus dem Auslande waren.

Ankunft in Amsterdam. Unser Freund, als er zu seinen dortigen Freunden kam, holte sein mitgebrachtes Menue hervor und bot ihnen zu essen an. Es hatte aber niemand Appetit, von der damaligen deutschen Leberwurst auch nur zu kosten. Anders war die Situation, als die Leberwurststulle auseinandergeschnitten wurde und der unsichtbare Inhalt derselben in Zwanzigmarkstücken auf den Tisch rollte. Großes Gelächter und Bravorufe. Was unser Freund dort wollte ? . . . . Ja, sagen wir es: Er wollte einem Antimilitaristen die Möglichkeit schaffen, über die Grenze zu emkommen und sich den Schützengraben zu schenken. Zu diesem Zweck sollten auch die hundert Goldmark dienen. Die Desertation mißlang. Der Antimilitarist wurde unweit der Grenze gestellt und wegen Fahnenflucht zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt. Ueberflüssigerweise sprach auch das Kriegsgericht ihm noch die Soldatenehre ab. Zweieinhalb Jahre nach seiner Verhaftung kam der Zusammenbruch des deutschen kaiserlichen Militarismus und mit ihm die Befreiung unseres antimilitaristischen Freundes.

Was wäre wohl mit dem Mann geschehen, der die Goldstücke nach Holland trug und von dort, wegen der Visitation an der Grenze, die Grenzkarte mit den Fußwegen und Chausseen verzeichnet, in der Kravatte eingenäht, nach Deutschland trug und sie dem Deserteur, zur Erleichterung seiner Flucht, auslieferte ? . . ..

Werbeprämien

Um unseren Mitgliedern einen erhöhten Anreiz zur Werbetätigkeit zu bieten, bringen wir erneut unsere Prämien in Erinnerung.

Wer ein Mitglied wirbt, erhält

Rud. Rocker: Die Sechs, Sechs Gestalten der Weltliteratur; oder

Der Bonzenspiegel: Splitter und Späne für den Klassenkampf;

Heinrich Wandt: Das Justizverbrechen des Reichsgerichts;

B. d. Light: Beim Teufel zur Beichte.

Wer zwei Mitglieder wirbt, erhält

2 Bücher aus der Reihe: Dichter und Rebellen.

Wer drei Mitglieder wirbt, erhält

M. Nettlau: Der Vorfrühling der Anarchie; oder
Von Proudhon zu Kropotkin.

Wer vier Mitglieder wirbt, erhält

Rud. Rocker. John Most, Das Leben eines Rebellen.

Wer fünf Mitglieder wirbt, erhält

ein Buch nach freier Wahl aus dem ASY-VERLAG.

Die Prämie gelangt erst zur Auslieferung, wenn die erste Monatsrate der neuen Mitglieder eingegangen ist.

Ein alter Meister wird restauriert

Von Dr. Leo Koszella

Selbst die Freunde der Kunst und die regelmäßigen Besucher der Museen werden sich selten darüber klar sein, welcher Pflege jedes Kunstwerk jeder Art, ob alter ob neuerer Herkunft, bedarf und welche Sorgfalt, Kenntnisse und Mittel nötig sind, ein Kunstwerk, das selbst die leichtesten Beschädigungen aufweist, zu restaurieren. Darunter hat man natürlich nicht Beschädigungen gewaltsamer Art zu verstehen, sondern jene, die das Alter, Vernachlässigung der Pflege, unvorhergesehene Einflüsse irgendwelcher Art oder technische Mängel des Künstlers bei der Vorbereitung der Leinwand, der Wahl der Farben wie überhaupt jede Geringschätzung dieser materiellen Vorbedingungen hervorrufen. Hier setzt die Tätigkeit des Restaurators ein. Leider gibt es sehr, sehr wenige wirklich durchgebildete und berufene Restauratoren. Fast nirgends wird soviel herumexperimentiert wie gerade hier, und mancher Wert ging so verloren. Der verantwortungsbewußte Restaurator wird sich nur höchst ungern entschließen, zu den Mitteln zu greifen, die ihm die moderne Chemie und Elektrizität an die Hand geben, und auch erprobten Verfahren, wie dem von Pettenkofer, dem sogenannten „Pettenkofern", steht er zunächst skeptisch gegenüber. Erst wenn sozusagen aJle Stränge reißen, greift er auch nach ihnen. Mit einer scharfen Lupe oder, wo nötig, mit einem stereoskopischen Mikroskop untersucht er das Bild auf Echtheit (da Uebermalung nicht gerade selten ist), seinen Erhaltungszustand und Art und Grad der Schäden. Hat sich z. B. die Farbschicht infolge Krankheit des Untergrundes, der gleichfalls sorgfältigst geprüft werden muß, oder durch nachlässige Vorbereitung seitens des Künstlers gelöst, sind also Löcher entstanden, dann werden diese mit einer (elektrisch) glühenden Nadel eingestochen und ausgekittet, z. B. mit Gelatine und Schlemmkreide; auf dem so erhaltenen Kreidemalgrund kann nun die fehlerhafte Stelle durch Uebermalung unsichtbar gemacht werden. Bei dieser „Operation" strahlt eine 1000Watt starke Tageslichtlampe, gegen die der Kopf geschützt werden muß. Entstandene Blasen werden niedergebügelt, wofür erfahrenen Restauratoren auch entsprechend erwärmte Bronze- oder Elfenbeinwalzen genügen, während andere gewöhnliche oder Spezial-Bügeleisen benützen, deren Wärme genau reguliert werden kann. Ein Verfahren, das in jedem Falle sehr riskant zu sein pflegt. Natürlich muß auch die Blase vorher mit verdünntem Leim ausgefüllt, dieses unter Zuhilfenahme von Fischbeinstäbchen gut verteilt und gewartet werden, bis eine genügende Konsistenz des Leims erreicht ist.
Ein Kapitel für sich ist das Reinigen von Gemälden, ist das Bild dunkel, oder trübe geworden, was häufig bis zur Unkenntlichkeit wenigstens einzelner Stellen führen kann, dann wird es zunächst abgestaubt (natürlich mit weichen Staubwedeln, nur in Ausnahmefällen darf der Staubsauger benutzt werden), mit Alkohol, Azeton oder einem selbst zusammengesetzten Putzwasser abgewaschen, wobei man wiederum erst an unbedeutenden Randstellen vorsichtig Versuche anstellt; Wasser nimmt der Restaurator nur in seltensten Fällen, weil es eindringt und meist später von innen her schädlich wirkt. Aehnlich steht es mit Seifen. Auch dem Alkohol wird Terpentinöl und Kopaivbalsam beigefügt, wobei wiederum die verschiedene Wirkung der Harze bedacht werden muß.

Wenn schließlich sogar alte, unbrauchbar gewordene Leinwand entfernt werden muß, dann gehört schon größte Erfahrung, Sorgfalt und — Glück zum Gelingen. Dieses sogenannte Retoilieren ist das schwierigste Verfahren. Die Bildschicht wird meist mit ungeleimten Papier überklebt, auf diese kommen weitere Lagen Leinwand, dann wird der Blendrahmen entfernt, das Bild auf eine Holztafel gespannt, die alte Leinewand abgelöst und die neue aufgeklebt. Hier tritt wieder das Bügeleisen in seine Rechte.

Man sieht also, daß Kunstwerke genau so diffizil wie Kinder zu behandeln sind, und auch das Resultat bleibt meist das gleiche: hier gelingt die Pflege der Werte, dort wiederum nützt auch die größte Sorgfalt nichts oder wenig.

Tagebuch des verlorenen Sohnes Von Gregor Gog

Die Moral. Für die Schwachen: auf jeden Fall ein Fallstrick mehr; für die Moralischen: ein Lasso, das sie sehr geschickt zu handhaben verstehen; für die Starken: ein Seil, auf dem sich's gut tanzen läßt.
Hoppla!

*

Die andere Seite:

Die Moral ist die Lustseuche des schlechten Gewissens.

Die Lehre von der Moral geht die Pfaffen an, die sie erfunden haben. Das Volk hat beides nicht nötig, da ihm die dazu notwendigen Voraussetzungen fehlen.

Der Sprachgeist des Volkes hat für den Moralisten das aufschlußreiche Wort geprägt: Moralhengst!

Wer im Mittelpunkt hysterisch ist, ist Katholik!

*

80 Gotteslästerungsprozesse am Anfang eines Jahres! Müssen da nicht selbst die ewigen Naiven auf den Gedanken kommen: Was ist das für ein Gott, der so viel gelästert und der ausgerechnet von deutschen Richtern geschützt und verteidigt wird?!

*

Wir hatten schon geglaubt, mit dem Beichtstuhl fertig geworden zu sein, und nun haben ihn die Aerzte gar in ihre Sprechzimmer verschleppt! Und das allerverrückteste: selbst die Atheisten und Kommunisten haben gegen den neuen Beichtstuhl nichts einzuwenden, im Gegenteil: sie benutzen ihn, und dazu noch für schweres Geld! — Ich spreche von der Psychoanalyse.

*

Huren sind Frauen, die ihre Sexualität an die Kauf-, Putz- und Warenhäuser verschwenden. Was kann da noch groß übrigbleiben? Eben die Hure.

*

Das ursprünglich echte Weib ist die Dirne. Ihr Wesen ist Liebe. Schade, daß sie so selten dem Mann begegnet. Aber wo sie ihm begegnet, da geschieht jenes elementar-menschliche Ereignis, aus dessen Brennpunkt das Genie wächst.

*

Das weibliche Ideal des bürgerlichen Menschen ist die „Glucke". Das Ideal der Glucke: der „Hahn".

*

Die meisten Menschen urteilen nicht vom Kopf oder Herz her, sondern vom Unterleib. Bei den Frauen ist es, sofern sie urteilen, stets die Regel,

*

Schulaufgabe:

Was verdanken wir dem Dasein von Glucke und Hahn?

Eigentlich alles: Alle weltweiten, ja, weltfüllenden Schöpfungen, als da sind: der Hühnerhof, Kirche und Staat, Militarismus und Heldenverehrung, das Kaffeekränzchen, die Moral, die Politik, das System, die christliche Familie — bitte, ergänzen Sie beliebig!

„Hahn" und „Glucke" sind die Götter dieser Welt.

*

Die Moral ist etwas, das solange verletzt gehört, bis es stirbt.

*

„Und dann? — Was kommt dann?"
Das Unsterbliche, Dummkopf!

Einem Menschen, und sei es auch nur ein einziges Mal, helfen, ist besser als tausend Gebete für ihn.

*

Die Reue ist eine Todsünde, die nicht vergeben werden kann.

Ein Idealist ist einer, der sein Ideal nie erreicht.

Die meisten Krankheiten der Menschen werden verschwinden, wenn die Moral verschwunden sein wird.

*

Erkenne deine Leidenschaften und du bist sie los. Wer sie unterdrückt, der züchtet in sich Raubtiere, die ihn früher oder später auffressen werden.

*

Alles Elend in der Welt kommt daher, daß die Menschen so gar kein Verhältnis, so gar keine Beziehungen mehr zum Tod haben.

Der Landstreicher ist die Ergänzung zum Milliardär.

*

Wo Einer träumt, macht ein anderer Geld. Oder: wo der Eine träumt, da macht ein Anderer daraus Geld.

*

Ein Freund sagte mir letzthin: „Die Kirche ist die Gotteslästerung in Permanenz". Mein Freund muß es wissen, er ist Pfarrer.

Wer ernstlich frei sein will, der muß auch auf Recht und Unrecht pfeifen können.

*

Wetten wir: das christliche Gewissen ist aus Gummi elasticum.

*

Wer sein Leben gelebt hat, stirbt gern, denn es ist ja sein Tod, den er stirbt: die letzte Erfüllung seines Lebens.
Das Rätsel Leben offenbart sich ganz im Tode.

*

Die christliche Lehre ist die Lehre der guten Vorsätze, die nie erfüllt weiden.

Frei ist, wer das Ich gewann und wiederum verlor. Was kann einem fortan mehr geschehen?

*

Unsere Träume entstammen dem Mutterschoße der Welt.

*

Helferhände sind hart und schwielig im Zupacken, aber zart und leise nachher.

*

Lebenswichtiger und -notwendiger als die Intelligenz des Kopfes ist die „Intelligenz der Hand". Achten wir Proletarier darauf, daß nicht auch unsere Hände verblöden!



Unser Leser hat das Wort!

Zu den „Legenden vom Tode" Von K. Dingler

Sie sind nicht alle tot, die begraben sind, denn sie töten den Geist nicht, ihr Brüder. (Fritz Grozs.)

Winter lag über dem Land, als uns Fritz Grozs seine „Letzte Stunde" gab. Dart man nun heute noch davon schreiben, da der Frühling sich rüstet, alles Leben neu zu entfalten? Ich denke ja, denn die Dreieinigkeit: Geburt — Leben — Tod wird zu allen Zeiten unser Gefühlsleben so stark beeinflussen, daß diese Zeilen auch jetzt nicht unangebracht sind.

160 Tode in einem Buche, 160 Leben, Schicksale, Biographien. Keines wie das Andere, jedes Leben für sich und doch alle vereint im Erleiden der letzten Stunde.

Und bis jetzt kein auch nur ähnliches Werk in deutscher Sprache. Mir wird es immer ein guter Kamerad bleiben, weil es mir in jeder Stunde, die ich mich ihm widmete, neue Kräfte gibt das Leben zu bestehen. Das Warum wird folgendes illustrieren.

Einmal stand ein alter Graukopf neben mir am Schraubstock. Mit ihm zusammen wurde ich zum Chef gerufen. Der Meister hatte uns verklatscht wegen einer Kleinigkeit. Das Donnerwetter prasselte auf uns Sünder nieder. Wir hörten zu, mein alter Kamerad gelassen, ich mit etwas Herzklopfen. Als der Chef eine Pause machte, hub mein Freund zu reden an. Ruhig und sicher und menschlich so überlegen, daß der Herr aulhorchte, solche Sprache war er von einem Arbeiter nicht gewöhnt. Mir aber ging das Herz auf. Nachher drückte ich dem feinen Alten meine Freude und Anerkennung über sein mutiges Verhalten vor dem Feinde aus, und fragte ihn, wie es komme, daß er so unbefangen mit solch hohem Herrn reden könne. Da sagte er: siehst Du, Junge, das ist so: Jedesmal wenn ich vorreiten muß, da denke ich, ehe ich die Bürotüre öffne: „Der da drin sitzt und dich jetzt zusammenstauchen will, der muß auch einmal sterben, der ist nicht mehr wie ich. Und dies Bewußtsein gibt mir dann die ruhige Gelassenheit die du soeben gesehen hast. Schon so mancher „Große" mit dem ich im Leben zu tun hatte und vor dem viele gezittert haben, ist längst ins Grab gesunken und kein Hahn kräht mehr nach ihm."

An diese kleine Episode muß ich denken so oft ich in dem Buche lese, weil es ganz dazu angetan ist, jenes Selbstbewußtsein zu fördern und zu entwickeln, das besonders der freiheitlich gesinnte Mensch im Leben so nötig braucht. Deshalb fördert, weil es die Großen der Geschichte zu ihrer Todesstunde herabholt von ihrem Himmel und — Mensch werden läßt. Es wird manches Brett vom Kopfe gelöst und manchen vermeintlichen Helden, gezeugt von bürgerlicher Geschichtsklitterung, von seinem Götzenthron gestürzt haben. —

Dies die autoritätsfeindliche Seite des Buches. Das schaltet aber nicht aus, daß dem innerlich wahrhaft freien Menschen aus dem Buche Kräfte entgegenströmen, ohne die das Leben in unserer trostlosen Zeit viel schwerer zu ertragen wäre. Wie dünn gesät ist heute künstlerische Geistigkeit und schöpferischer Drang zur sozialen und geistigen Neukultur! Allenthalben Sportwahnsinn, dem die ganze Jugend verfällt. Und überall nur Herdenmenschen, in Jammer und Elend geführt von Jenen, die dem Volke Freiheit und Brot versprachen und die doch nur die soziale Frage für sich allein lösten. Kein Fortschritt. Welle auf Welle der sozialen Verschlechterung stürzt sich über uns. Doch kein Widerstand, keine Erweckung der Geister, kein neues Leben. Was einst lockendes Sehnsuchts-Ideal und fließendes Leben von Millionen war, — heute eingesargt in Statuten und Paragraphen. Die ehemals solidarische Verbundenheit der Massen — heute erstarrter bürokratischer Geschäftsbetrieb der Partei.

Da tut uns, die wir diese Stagnation als persönlich niederdrückend empfinden, solch ein Buch unendlich gut.

Jahrhunderte altes Sehnen und Streben und Kämpfen zieht an uns vorüber. Spartakus — Spartakus läutet dies Buch mit Sturmglocken über unser Krahwinkel. Da sind sie alle, die für die Freiheit lebten und starben. Die Münzer und Geyer, die Köbis und Lenin, die Liebknecht und Landauer und Luxemburg. Da sind auch die im Geiste großen, die Denker, die Vorboten, — Wegbereiter. Und die Künstler, deren Stift und Pinsel Waffe war, Geißelhiebe ins Gesicht der Herrschenden, — unser Gogh — unser Goya, — unser lieber, alter Zille. — Aber gebrandmarkt die, die das Volk erziehen und betrogen, die Luthers der Geschichte und Fluch jenen, die es auf Schlachtfeldern verbluten ließen. —

— Kamerad; Hand aufs Herz, auch Du hast Stunden, da Dir das Leben rauh ins Gesicht schlägt, da Du an allem verzweifeln möchtest, da alles in Dir eine große Wunde ist. Dann greife zu den „Legenden vom Tode". Eine von den 160 wird für Dich passen, wird Dir neuen Mut geben.

— Uns ist nicht das christliche Opium vom Jenseitsleben gegeben, hypnotisieren wir uns also in unserer letzten Stunde nicht mit dem Gedanken an himmlische Belohnung.

Wir werden allein die Schwellle zum Nirwana überschreiten. Aber froh und still werden wir unser Haupt neigen, wenn wir gute Menschen, wenn unsere Handlungen human und gerecht waren. Wie schön drückt das mein Landsmann Th. Fischer aus:

,,Wir haben keinen lieben Vater im Himmel,
Sei mit Dir im Reinen.
Man muß auskommen auch ohne das.
In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mitleid üben und menschlich walten,
Trotz Hohn und Spott.
Da ist Gott."

Wir Gildenfreunde dürfen uns ehrlich freuen, durch unsere gegenseitige Hilfe die Herausgabe dieses Buches ermöglicht zu haben, weil es im Kranze der freiheitlichen Literatur eine der wertvollsten Blüten ist.

Eine Anregung Von Israel Feldgram, Berlin

Mit dem nächsten Gildenbuche ist ein Jahr Eigenproduktion abgeschlossen. Die Gilde befindet sich in langsam aufsteigender Entwicklung.

Aus diesem Anlaß möchte ich mit folgender Anregung meinen Teil zum Ausbau der Gilde beitragen.

Benötigen wir Klassiker, und gilt es welche zu entdecken? — Ja! —

Nicht Schiller und Heine, wie eine kommunistische Buchgemeinschaft es für nötig hielt, diese ihren Mitgliedern vorzulegen!

Goethe, Schiller, Heine usw. gibt es in Dutzenden guten, preiswerten Ausgaben.

Was weiß die freiheitliche, sozialistische Oeffentlichkeit von — Robert Reitzel — „Des armen Teufels" Werke? So gut wie nichts!

Vor elf Jahren, 1919, brachte der Asy-Vertag in zwangloser Folge einige dünne Hefte aus seinen Werken heraus.

Warum fanden diese Hefte nicht den großen, erwarteten Erfolg? Es lag an der bescheidenen Broschüren-Aufmachung. Da gibts nichts zu lachen! Es ist so!

Einband - Decken

Mit Ablauf der Nr. 12 dieser Monatsblätter werden von der Geschäftsstelle Einbanddecken zum Selbstkostenpreise von 75 Pfg. in Grün-Ganzleinen herausgegeben. Wir müssen auf feste Vorausbestellung dringen, da nur soviel Decken angefertigt werden, wie Bedarf vorliegt!

Eine große Binsenwahrheit ists. daß es nicht nur auf den Inhalt, den Geist eines Werkes ankommt. Lügen wir uns nichts vor: Nicht nur unser Geist will wissenschaftlich, ethisch, schöngeistig profitieren, auch unser Auge will genießen.

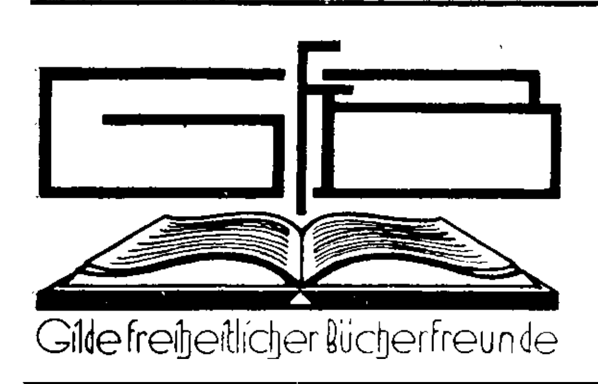
Erst das ästhetische Genießen des Auges gibt uns die hingebungsvolle Bereitschaft, ein Werk in seiner Größe und Tiefe, seiner vollen Schönheit ganz und dauernd in uns aufzunehmen.

Und darum sollte eine proletarische Buchgemeinschaft auf äußeres Aussehen und technische Aufmachung ganz besonderen Wert legen. Wer aber diese dünnen Robert Reitzel-Hefte las, war begeistert! Begeistert von der hinreißenden Sprache, begeistert von der Klangschönheit seiner Wortmusik, begeistert von seinem tiefen revolutionären Freiheitsgefühl, seiner kraftvollen Genialität!

Wer Rockers Robert Reitzel-Vortrag hörte, bekam ein Bild von der 1848er Bewegung, von der wir wenig wissen. Dieser Vortrag war eine dichterische Meisterleistung. Ich halte Rocker für den in Frage kommenden Biographen Robert Reitzels. Wie denkt ihr Gildenfreunde über die Herausgabe der Werke unseres Klassikers Robert Reitzel ?

Ich bin über den Erfolg, auch in der freiheitlich gesinnten Oeffentlichkeit überzeugt!

Gildenleitung, wie denkt Ihr —in jedem Jahr ein Band, als freier Auswahlband, ca. 500 Seiten in Format wie — Rockers Sechs —, Rocker als Biograph. In ästhetisch-technisch erstklassiger Aufmachung?



Veranstaltungen der Ortsgruppen

HEILBRONN a. NECKAR:

Jeden letzten Freitag im Monat regelmäßige Zusammenkunft im Lokal „Wirth", Karlstraße.

Freitag, 25. April, abends 8 Uhr, Vortrag über das Thema: „Die Krise in der Weltwirtschaft" von Dr. Stockbürger.

Gildenfreunde, kommt alle und bringt Freunde mit.

HANNOVER:

Am 11. April 1930, abends 7.30 Uhr, im Klubzimmer des Gastwirts Onken, Blumenauerstraße 19, findet ein Gildenabend statt. Aus Werken freiheitlicher Schriftsteller wird vorgelesen. Gildenfreunde, erscheint alle und bringt Gäste mit.

Verlag und Schriftleitung: Willi Jadau, Berlin 0 34, Warschauer Straße 62.
Druck: Sackmann & Stohl, Berlin-Friedrichshagen, Seestraße 126.